



Stimme des Friedens.

Eine heilige, heile, hohe Stimme, vom Ostwind gewiegt, steigt aus dem Duain, der über blutdampfenden Feldern liegt, ringt sich und schwingt sich über lobendes Blutgeschrei, psalmt uns lachend von Frieden und schönem Mai.

Eine andre Stimme ist im Westen erwacht. Wälder und bräunlicher brüllt und schüttelt die letzte Schlacht, daß sie die Lerchenstimme im Osten überdeckt. Doch die hängt im höchsten Himmel und singt und löst.

Mund des Friedens, der allzu lange schwieg, seine letzte, blutigste Strophe heult der Krieg. Soll deine Weise nicht wieder im Lärm der Kanonen verwehen, müssen alle Stimmen mit ihr im Chöre gehn.

Von deiner Weise sind alle Seelen erfüllt, ob auch der Krieg mit tausend ehernen Jungen brüllt. Schwing dich auf, du übergewaltiger Schrei: „Friede herbei!“

Carl Bröger.

Die Sozialisierung des Handels.

Von Gertrud David.

Der Krieg hat uns auf den verschiedensten Gebieten Anlässe zum Sozialismus gebracht, deren größter Wert vielleicht in der darin enthaltenen offiziellen Anerkennung besteht, daß die gemeinwirtschaftliche Regelung von Produktion und Verteilung der Güter rationeller arbeitet oder bei richtiger Anlage wenigstens arbeiten sollte, als die privatwirtschaftliche. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß diese „Anlässe“ nach Kriegsende nicht spurlos wieder verschwinden werden, sondern daß sie weiter ausgebaut werden müssen. Unser Wirtschaftsleben wird bereits in der nächsten Periode im hohen Maße im Zeichen des Sozialismus stehen müssen, wenn wir die ungeheuren materiellen Verluste des Krieges wieder einigermaßen hereinbringen wollen.

Gegenüber den seither in dieser Richtung gemachten Vorschlägen, die sich meist auf die Monopolisierung des einen oder anderen Gewerbe- oder Handelszweiges beziehen, hat ein soeben unter dem Titel „Die Verschwendung im Handel“ von dem Kaufmann A. C. R. Nied als Heft 2 der Schriftenreihe „Deutsche Gemeinwirtschaft“ im Verlage von E. Diederichs veröffentlichte Schriftchen allerdings den Vorschlag des äußersten Radikalismus. Der Verfasser befürwortet darin nicht mehr und nicht weniger als die völlige Verstaatlichung des Handels- und Verkehrs-Wesens in Deutschland, von der er sich eine ungeheure Ersparnis — er nennt die fabelhafte Summe von 25 Milliarden — für unsere Volkswirtschaft verspricht. Die Berechtigung einer solchen grundsätzlichen Reform leitet Nied aus der wahrsumigen Kräfte- und Mittelvergeudung des heutigen „freien“, d. h. anarchischen Privathandels her.

In Hamburg gab es nach Nied im November 1916 2105 Verteilungsgeschäfte in Schokolade und Süßigkeiten, nämlich 433 Spezialgeschäfte und Konditoreien und 1672 Delikatessen- und Kolonialwarengeschäfte, die alle auch Süßigkeiten führen. Auf je hundert Familien kommt eine Verteilungsstelle; zieht man bloß die Spezialgeschäfte in Betracht, auf je 500 Familien. Auf eine Straßenlänge von 1000 Metern, für die sehr gut ein solches Spezialgeschäft genügen würde, fallen deren 10 bis 15. Der Steinemann in Hamburg mit einer Länge von 1200 Metern besitzt 13 Konfitürengeschäfte, die Hamburger Straße im Vorort Farmsb., 1400 Meter lang, deren 15. Was bedeutet das? Ein derartiges Geschäft würde mit drei oder vier Verkäuferinnen bequem die hier zu erzielende Tageseinnahme von circa 1000 M. bewältigen können. Bei einem Gehalt dieser Verkäuferinnen von 15—20 M. täglich, einer Ladenmiete von 20 M. und kleinen Unkosten in Höhe von 20 M. würden im ganzen 55—60 M. Unkosten herauskommen, die also den Tagesumsatz mit circa 6 Proz. belasten würden. Die 10 bis 15 Geschäfte müssen für ihre Läden, für ihre 20 bis 30 Verkäuferinnen und für ihre sonstigen Unkosten (Heizung, Beleuchtung, Reinigung, Ladeneinrichtung, Schaufensterdekoration usw.) natürlich nicht 60, sondern vielleicht 350 M. und mehr ausgeben. So kommt es, daß der Kleinhandel mit Schokoladen- und Zuckerwaren einen Aufschlag von 50 bis 100 Proz. nimmt und nehmen muß, da ja außer der Deckung der Unkosten auch noch der Unterhalt für die 10—15 Ladeninhaber und ihre Familien herausbringen muß.

Vielleicht noch schlimmer als im Schokoladen- liegen die Verhältnisse im Zigarrenhandel. Wir haben heute nahezu an jeder Straßenecke ein Zigarrengeschäft; in den Geschäftsstraßen der inneren Stadt ist ein solches Geschäft dem anderen auf dem Raden. Hamburg zählt bei 300 000 Rauchern 2116 Zigarrenläden, so daß also immer auf je 142 Raucher ein Geschäft kommt. Berlin hat nur 317 Apotheken und 182 Postanstalten, aber 4294 Zigarrenläden. Wenn das Publikum sich daran gewöhnen könnte, seine Zigarren in etwas größeren Quantitäten, also z. B. hundertweise statt stückweise einzukaufen, dann würden 300 solcher Geschäfte in Berlin genügen, die mit 600 Arbeitskräften dieselbe Arbeit leisten könnten, die heute in 4300 Läden von

8000 Kräften getan wird. Während in normalen Zeiten der Erzeugerpreis für eine 10-Pfennig-Zigarre etwa 5 Pf. beträgt, könnte dann also dieselbe Zigarre mit 5 1/2—6 Pf. verkauft werden.

Als drittes Beispiel endlich erwähnt Nied, daß an dem schon erwähnten 1200 Meter langen Steinemann in Hamburg sich nicht weniger als 26 Geschäfte für Wäscheartikel befinden. Die persönlichen und sachlichen Unkosten dieser 26 Läden mit ihren 104 Angestellten berechnet Nied auf 320 000 M. jährlich. Würde ein einziger dieser 26 Kaufleute die Bedienung der betreffenden Kundenschaft übernehmen, was er mit einem Personal von 20 Köpfen sehr gut könnte, dann würden sich die Unkosten auf 30 000 M. erniedrigen; die Konsumenten würden also beim Wäscheinkauf 290 000 M. sparen.

Noch gar nicht berücksichtigt sind bei dieser Berechnung die außerordentlich hohen Unkosten, die heute infolge der Zerspaltung auf dem Wege zwischen Fabrik und Verkaufsladen entstehen. Der Kleinhändler mit seinen winzigen Umsätzen kauft nur in den seltensten Fällen direkt beim Fabrikanten; er bezieht seine Waren vielmehr vom ersten oder auch vom zweiten Großhändler. Jeder Großhändler hat aber ebenso wie der Fabrikant wieder seinen Vertreter, seinen Reisenden, der die Ware an den Mann bringen soll, und so entwickelt sich folgender Gang der Ware: 1. Fabrikant, 2. dessen Vertreter, 3. Erstgroßhändler, 4. dessen Vertreter, 5. Zweitgroßhändler, 6. Vertreter, 7. Kleinhändler, bis sie endlich, auf jeder Zwischenstufe um einen gewissen Betrag verteuert, in die Hände des „glücklichen“ Konsumenten kommt. Nied hat in seiner jahrelangen Tätigkeit als Reisender gerade das Unerwartete, den Widerspruch dieses Standes besonders kennen gelernt. Er schildert, wie ihm schon in jungen Jahren die Sinnlosigkeit der Tatsache aufgegangen ist, daß in irgend einem kleinen Städtchen sich tagtäglich sechs bis acht Schokoladenreisende, meist junge, kräftige Leute, die sich sonst nützlich betätigen könnten, herumtreiben, um immer wieder dieselben Kaufleute aufzusuchen und ihnen ihre Waren aufzureden.

Man vergleiche mit dieser ganzen kräftevergeudenden Organisation einmal die Tätigkeit und die Leistungen eines nach den Grundsätzen der größtmöglichen Kräfteausnutzung organisierten Unternehmens, wie z. B. die Post. Die Post bringt heute eine Drucksache im Gewichte von 50 Gramm von Köln bis Allenstein, ja, stellt sie im Falle der Nichtermittlung des Adressaten dem Absender wieder zur Verfügung. Für 70 Pf. nimmt sie ein Paket von 10 Pfund entgegen, verpackt es auf mehrere hundert Kilometer und liefert es dort unverfehrt dem Empfänger ab. Freilich hat auch die Post nicht an jeder Straßenecke eine Zentrale, sondern sie hat eine solche nur für einen ganzen Stadtbezirk. Auch gibt es bei und nicht so und so viele mit einander konkurrierende Postanstalten, die alle ihre Briefträger in dieselben Häuser schicken, die durch Reklamen an den Umsatzen und in den Zeitungen, durch Offerten und Reisende sich gegenseitig die Kunden abzusuchen suchen, sondern jedermann weiß, wo er seine Pakete zu kaufen und seine Sendungen aufzugeben hat, und ein Austräger besorgt alle Bestellungen in einem Hause auf einmal.

Nach dem Muster der Post möchte nun Nied den ganzen Warenhandel organisiert haben. Ein „Verteilungsministerium“ hätte die Aufgabe, alle im Lande produzierten Güter auf dem kürzesten und billigsten Wege den einzelnen Kommunen zuzuführen, wo sie von staatlichen oder kommunalen Verteilungsstellen dem Publikum zugeführt würden.

Nied rechnet aus, daß bei dem heutigen Konsum des deutschen Volkes in Höhe von 80 Milliarden Mark jährlich etwa die Hälfte, das heißt 40 Milliarden, auf dem Handelswege stecken bleiben. Davon könnten mindestens 25 Milliarden gespart werden.

Das würde also die völlige Sozialisierung des Handels bedeuten. Um das Schicksal der dabei aus ihrem seitherigen Verufe herausgeworfenen Kaufleute macht sich Nied nicht viel Kopfzerbrechen. Er meint, daß jeder Fortschritt bis jetzt mit derartigen Opfern erkauft war und zunächst bestimmten Personen das Brot nahm, die dann aber in der neuen Ordnung der Dinge doch wieder eine Existenz fanden. So würde es auch diesmal sein. Das alles ist zweifellos richtig; immerhin hat sich eine solche Entwicklung aber auch noch niemals so schnell und so radikal vollzogen und es muß doch fraglich erscheinen, ob man ohne weiteres die 10 Millionen Personen, die heute im Handel ihr Brot finden, zum größten Teil wieder auf die Straße setzen können, ob hier nicht doch Abfindungen notwendig sein würden, die einen Teil der zu ersparenden Ersparnisse wieder verschlingen würden. Aber ganz abgesehen davon müssen wir uns doch darüber klar sein, daß die Organisierung des so ungeheuer vielgestaltigen, auf so viele verschiedenartige Bedürfnisse zugeschnittenen Handels eine andere Aufgabe ist, als die des auf ein paar Duzend Positionen beschränkten Postwesens, daß es sich hier um ein Problem handelt, demgegenüber unsere ganze staatliche Kriegswirtschaft, die uns schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, ein Kinderpiel wäre. Damit aber natürlich noch nicht gelagt sein soll, daß das Problem nicht lösbar wäre.

Auffallend ist übrigens, daß Nied mit keinem Worte die Konsumgenossenschaftsbewegung erwähnt. Hier findet er alles, was er wünscht, wenn auch vorläufig noch in beschränktem Umfang — auf der Basis des freiwilligen Zusammenschlusses der Bevölkerung vermittelst. Unsere Konsumvereine haben, soweit ihr Geschäftsbetrieb reicht, an Stelle des zerspalteten, kräftevergeudenden Handels

die rationellste, sparsamste Organisation der Güterverteilung und teilweise auch schon der Güterproduktion gesetzt. Freilich haben sie heute auf diese Weise von den 80 Milliarden Gesamtverbrauch des deutschen Volkes unter Eingerechnung der landwirtschaftlichen Einkaufsvereinigungen noch nicht viel mehr als eine Milliarde organisiert. Aber hier ist eine organisch gesunde Grundlage gegeben, auf der es vor allem gilt, weiterzubauen. Für die Gesellschaft aber wird es sich nach Friedensschluß darum handeln, zunächst einmal bestimmen, eine gewisse Einseitigkeit des Bedarfs aufweisende Handelszweige, wie z. B. den Zigarrenhandel, zu monopolisieren. Der Erfolg dieser Maßnahmen wird dann zeigen, ob und wie schnell man auf dem beschrittenen Wege weiter gehen und zur völligen Ausschaltung des freien Handels gelangen kann.

W. J. Lenin.

Der „Bote der russischen Revolution“, das Zentralorgan der Bolschewiki, bringt aus der Feder W. Lenins folgende Charakteristik des Führers der bolschewistischen Revolution.

Im Jahre 1903, als die bekannte Spaltung in der russischen Sozialdemokratie stattfand, wurde seitens der Bolschewiki der Ausbruch „die eiserne Faust Lenins“ lanciert. Der Ausdruck ist gut; es ist wirklich ein Mann mit der eisernen Faust — ein willenskräftiger, starrer Charakter, der vor keinem Widerstande zurückweicht, sich durch keine Mißerfolge entmutigen läßt, zu seinem Ziele unermüdet und beharrlich geht.

Es ist ein Mann mit eiserner Faust, mit eisernem Charakter und mit eisernen Nerven.

In einem anderen Milieu wäre aus ihm ein hervorragender Gelehrter, ein tüchtiger Staatsmann, ein unerwiderter Pionier der Sache, der er sich gewidmet hätte, geworden. In Rußland, wo alles Ehrliche und Tüchtige notwendigerweise oppositionell wurde, konnte er nur ein Revolutionär werden, und dabei nur ein Anführer der Revolution. Denn jeden Gedanken muß er konsequent bis zu seinen Schlußfolgerungen und jedes Handeln bis zu seinen Konsequenzen treiben.

Und so wurde er Sozialdemokrat. Der Name, den ihm sein im Jahre 1889 hingerichteter Bruder hinterließ, erleichterte ihm den Zutritt zu der Partei; aber das war auch kaum nötig. Durch seine Begabung, durch seine Kenntnisse und durch seine Energie erwarb er bald die führende Stellung in der Partei.

Es waren Jugendjahre der russischen Sozialdemokratie. Die Partei existierte eigentlich noch nicht. Der erste Versuch, die zerstreuten sozialdemokratischen Organisationen zu einer Partei zu sammeln, endete mit Verhaftung der meisten Kongreßdelegierten. Die Bewegung und die Organisation waren in Rußland noch zu schwach, die Polizeiverhältnisse zu schwer, als daß man im Lande selbst ein leitendes Zentrum bilden konnte.

Das veranlaßte Lenin, der die Jahre 1887—90 im Exil in Sibirien verbrachte, und nach einer Verhinderung mit seinen damaligen Freunden Martoff und Potreffoff begab sich alle drei, samt einigen anderen Genossen, nach dem Auslande und gründeten dort, zusammen mit Plechanoff, Axelrod und Solowjoff, die Zeitung „Iskra“ (Der Funke).

Man begann die Periode des Aufbaus unserer Partei, und — ohne die Verdienste anderer Genossen zu vernachlässigen — muß man gestehen, daß diese Periode unter dem Zeichen Lenins steht, daß er die Seele dieser Bewegung war. Die Idee bestand in der Bildung einer Partei auf dem Wege systematischer Propaganda, zu welchem Zwecke das Blatt dienen sollte. Der Bau der Partei geschah von oben, aber gleichzeitig entstand eine spontane Massenbewegung von unten, welche in den Iskra-Komitees Organisationszentren Vertretungsorgane fand. Dieser Organisationsplan, gegen den manche Gegner der „Iskra“, später auch einige der Redakteure selbst (nach der Spaltung, als die Leute ihre eigene Arbeit zu diskreditieren begannen), hat sich in der Revolution vom Jahre 1905 als vollständig richtig erwiesen; die Massenbewegung der Arbeiter ging überall unter dem Zeichen der Sozialdemokratie und der „Iskra“.

Aber vor dieser ersten Revolution kam es zur Spaltung der Partei. Es war „eine alte Geschichte“ — zwei Psychologen, hinter denen zwei große Gruppen des Proletariats standen: die Fabrikarbeiter und die Arbeiterklasse der Kleinrentiere — eine Teilung, die auch in manchen europäischen Arbeiterorganisationen existierte. Daß Lenin das Haupt des revolutionären Strömung wurde, das konnte man leicht vorhersehen. Er nahm den Kampf gegen den Opportunismus mit der ihm eigenen Energie an.

Wahrscheinlich in Deutschland, ging die Mehrzahl der Intellektuellen in das opportunistische Lager. Dieser Streich geht wie ein toter Faden durch die ganze Geschichte der russischen Sozialdemokratie seit 1903 bis heute. Der Sieg der Bolschewiki am 7. November hat diese Scheidung besonders klar ans Licht gebracht: Die Masse der sozialistischen Intelligenz hat sich mit der bürgerlichen Intelligenz zu gemeinsamen Kampf gegen die Arbeiterklasse vereinigt, nur weil an der Spitze der Arbeiterbewegung die verhassten Bolschewiki und die episkopale Welle — Lenin — stehen. Das hat nur das alte Wort Lenins bestätigt, daß die sozialistische Intelligenz, die fast ausschließlich aus der bürgerlichen Klasse stammt, in ihrer Masse dem Bürgertum näher steht als der Arbeiterklasse.

Die Revolution vom Jahre 1905 hat Lenin die Rückkehr nach Rußland ermöglicht. Aber nur kurze Zeit konnte er dort ganz legal wohnen. Schon im Frühjahr 1906 begann die Reaktion und im Juli dieses Jahres fühlte sie sich so stark, daß sie auch die zweite Duma auseinanderjagte und das Wahlgesetz änderte. Lenin, der überhaupt nicht so leicht jemanden traut, um so mehr dem Gegner, trotz seiner Wahregeln und ließ sich in Finnland unweit von Petrograd nieder. Von dort aus entwickelte er seine energiegeladene Tätigkeit bis April 1907, wo er mit anderen zum fünften Parteitag nach London fuhr, um nicht mehr nach Rußland zurückzukommen. Nur die neue Revolution hat ihm die russische Grenze wieder geöffnet.

Wie alle großen, charakteristischen Leute wird Lenin einmüde heiß geliebt oder heiß gehaßt. Für seine Gegner ist er ein Ungeheuer, für das nichts Heiliges existiert, das aus lauter Wollust im Blute waret und chagelzig nach der Staatsgewalt strebt. Für seine Anhänger dagegen, und besonders für Arbeiter, ist er keine einöde. Es ist wirklich ein Mann, der Männer und Massen fortziehen kann. Kein großer Redner im ästhetisch-technischen Sinne des Wortes, spricht er doch mit solcher Ueberzeugungskraft und fesselnder Auffassung, daß Tausende von Menschen rasend werden. Der Kontakt mit der Masse regt ihn auf, und er besitzt das Geheimnis, seine eigene Ueberzeugung und seinen Glauben der Masse mit-

zuteilen. Dabei ist seine Rede schlicht, frei von jeglicher Ornamentation, sachlich und klar. Das sind seine Bilder, die aus seiner Rede emporströmen, das sind Taten.

Aber dieses Ingeheuer, das mit „eiserner Faust“ jeden Widerstand niederschmettert und „nach Blut lechzt“, sieht ganz anders aus, wenn man aus ihm zusammen mit Arbeitssicht und Blau entwirrt. Manuskripte durchläßt oder etwaige praktische Fragen bespricht. Keiner ist so willig, fremdem Rat zu folgen, wenn der Rat gut ist, keiner erlaubt so gütig, seine Manuskripte zu revidieren und zu „modifizieren“. Keiner unterwirft sich so gerne der Meinung der Majorität. Aber gewiß, wenn er nicht überzogen ist, daß dadurch die Interessen der Partei und der Arbeiterklasse Schaden erleiden. Dann steht er fest bei seinen Forderungen, auch wenn es Bruch mit den besten Freunden geben sollte.

„Frangas, non flexes“ (brechen, nicht biegen) — das ist von ihm gesagt.

Einen solchen Charakter braucht jetzt die russische Arbeiterklasse, wenn sie ihre historischen Forderungen erfüllen sehen will. Denn es tritt einen ungeheuren Kampf durchzuführen, gegen seine nächsten Freunde aufzutreten, seine verbündeten Brüder zu überzeugen, wo nicht — zu überwinden. Und dazu bedarf man wirklich eiserner Faust, eisernen Willens, eiserner Nerven.

Der Entdecker der griechischen Kunst.

Vu J. J. Winkelmanns 200. Geburtstag, 9. Dec.

Unter den leuchtenden Gestirnen, die das klassische deutsche Kunstzeitalter des 18. Jahrhunderts heraufführen, nimmt Winkelmann eine Stellung für sich ein.

Er verkörpert das ganze deutsche Genie in seiner Person. Sohn eines Tischlers aus Stendal, muß er die ganze Scala besterhafter Jugend und gediegener Dienstleistung durchlaufen, bis es ihm gelingt, durch Uebertretung zum Katholizismus die deutschen Künstler gegen die römischen Kardinalie zu veranlassen und in Rom die Stätte zu gewinnen, wo er seine lebenslange Beschäftigung für die antike Kunst ausüben kann. Nur ein schlagartiger Charakter konnte in all den Erniedrigungen sich behaupten und seine früh erwachte Sehnsucht rein erhalten.

Winkelmann verkündet der europäischen Welt die Befreiung von der Spielerei der Melancholie und predigt das Evangelium der großen griechischen Kunst. Er stellt eine Zeit, die auf allen geistigen Gebieten sich von einer künftigen Gegenwart emanzipieren will, das Ideal griechischer Schönheit vor Augen. Er gehört in die Reihe der großen bürgerlichen Befreier.

Winkelmann hat als erster begriffen, was Geschichte der Kunst heißt und die erste Kunstgeschichte geschrieben — als Vorgesetzter, als Prophet. Mag sein Stein mehr davon stehen: auf seinen Schriften, die deutsche Prosa zur Kunst erheben, ruht der Glanz der ersten Morgenröte.

Sein Schicksal hat ihn in der Kraft der Jahre dahingerafft — der Dolch eines elenden Espressiers mochte ihn 1798 in Triest und Goethe hat ihm das herrlichste Denkmal in seiner knappen Lebenswürdigung gesetzt. Aber mit Schmerz fragen wir nach heute, was dieser Geist seinem zerrissenen Vaterlande und der Welt noch hätte leisten können. Friedrich II. war er als Bibliothekar zu teuer. Er soll 2000 Taler verlangt haben.

Winkelmanns Kunstideale sind geboren aus der Sehnsucht nach Schönheit und Weisheit. Späteren erschienen sie vielfach als Ab- und Umwege. Die Kunstentwicklung hat inzwischen andere Wege und Ziele erforscht, und die Fortschritte der Kunstgeschichte haben und werden, daß Winkelmann die antike Kunst einseitig betrachtet hat. Aber als die Tat eines Künstlers und Wobers ist sein Werk in die Geschichte der bürgerlichen Epoche neben Lessing und Goethe eingetragen.

Winkelmanns Tat.

Es gehörte Winkelmanns erhabener, höher, keine Mängel und Fehler völlig verachtender Genius dazu, an solch ein Werk (seine Kunstgeschichte) nur denken, geschweige als Fremdling, nach dem Heiß einiger weniger Jahre daran Hand legen zu wollen, und siehe, gewissermaßen hat er's vollendet. In dem Maße, in dem die 70000 Statuen und Büsten, die man in Rom zählt, in dem nach vermoderten Maße beträchtlicher Aufhanges, voll schwebender Stimmen rarerer Deuter, lächelnder Künstler und unwissender Antiquare durch ziemlich lange Zeiten hinunter, endlich in der schrecklichen Grube alter Nachrichten und Geschichten, da Pausanias und Pausanias wie ein paar abgerissene Herd dastehen, auf denen man weder schwimmen noch ernten kann; in einer solchen Lage der Sachen rings umher an eine Geschichte der Kunst des Altertums denken, die zugleich Lehrgebäude, reine Lehrstunde, sondern ein lebendiges volkreiches Leben von sieben Vorträgen sei, durch deren jene Wunderer ziehen; getreu, das konnte kein Meinungsstärker, kein Kritiker an einem Tag im Stande.

Winkelmanns Geschichte der Kunst sollte, wie er selbst sagt, nicht bloß Geschichte, sondern Lehrgebäude des Altertums sein, und das ist sie, zumal dem ersten Teil nach, ein historisches Lehrgebäude. Er setzt aus den Nachrichten oder Denkmälern, die ihm bekannt waren, nur zuerst Unterscheidungszeichen zwischen Römern, hernach in ihnen zwischen Seiten und Klassen oder Arten des Stils fest, und so fing er an zu ordnen und zu schreiben. Unvollständig mag das allerdings sein, es ist mehr als unvollständig, idealistisch; soviel ich aber einsehe, ist's bei dem großen Mangel von Namen, Nachrichten und wirklich Geschichte das einzige Mittel zu einem Ganzen, das den Nutzen und vielleicht mehr als den Nutzen erteilt, den uns die dürftige Geschichte gäbe. (Werder.)

Aus Winkelmanns Schriften.

Das allgemeine vorzüglichste Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfachheit und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gefasste Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gedicht des Laokoon, und nicht in dem Gedichte allein, bei dem höchsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entlockt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe betraue selbst zu empfinden glaubt. — Dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Mut in dem Gesicht und in der ganzen Stellung.

Eine Sache ist gut und schön, wenn sie ist, was sie sein soll. Es sollen daher Hieraten eines Gebäudes ihrem allgemeinen sowohl als besonderen Endzweck gemäß bleiben: nach jedem betrachtet, sollen sie als ein Ganzes erscheinen, und nach diesem die Natur des Ortes und ihre Anwendung nicht verändern. Sie sind als die Kleidung anzusehen, welche die Natur zu beden dient, und je größer ein Gebäude von Anlage ist, desto weniger erfordert es Hieraten; so wie ein kostbarer Stein nur wie in einen goldenen Rahmen einzufassen wäre, damit er sich selbst in seinem völligen Glanze zeige.

Man muß in Beurteilung der natürlichen Fähigkeit der Völker, und hier besonders der Griechen, nicht bloß allein den Einfluß des Himmels (Klima), sondern auch die Erziehung und Regierung in Betracht ziehen. Denn die Umstände wirken nicht weniger in uns als die Luft, die uns umgibt.

Durch die Freiheit erobert sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme, das Denken des ganzen griechischen Volkes. Denn wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Freie oder auf einem offenen Borge, auf

der Höhe eines Gebäudes als in einer niedrigen Kammer und in jedem einzelnen Orte, so muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe bedrückter Völker sehr verschieden gewesen sein. Herodotus zeigt, daß die Freiheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelangt ist, da diese Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müßte, ihren Nachbarn nicht gewachsen sein könnten.

Die Ehre und das Glück des Künstlers hingen nicht von dem Eigensinn eines unwissenden Stotzes ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geschmack oder nach dem übelgearteten Auge eines durch die Schmeichelei und Knechtschaft aufgeworfenen Richters gebildet, sondern die Weisheit des ganzen Volkes urteilte und belohnte sie und ihre Werke in der Versammlung aller Griechen, und zu Delphos und zu Korinth waren Wettspiele der Malerei unter besonderen dazu bestellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden.

Der Gebrauch und die Anwendung der Kunst erhielt dieselbe in ihrer Größe. Denn da sie nur den Göttern geweiht und für das Heiligste und Nützlichste im Vaterlande bestimmt war, und in den Häusern der Bürger Nützlichkeit und Einfach wohnte, so wurde der Künstler nicht auf Kleinigkeiten oder auf Spielwerke, durch Einschränkung des Ortes oder durch die Lüsterheit des Eigentümers herabgezogen, sondern was er machte, war den stolzen Begriffen des ganzen Volkes gemäß.

Man muß auch erwägen, wie sehr es die Knechtlichkeit in der Kunst befordert habe, wenn ganze Städte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben suchten und wenn ein ganzes Volk die Kosten zu einer Statue sowohl von Göttern als von Siegern in den öffentlichen Spielen aufbrachten. Einige Städte waren, auch im Altertum selbst, bloß durch eine schöne Statue bekannt, wie Akrohera wegen einer Pallas von Erz, vom Herakleides und Sostratus gemacht.

Die Natur aber und das Gedächtnis der schönsten Körper ist selten ohne Mängel und hat Formen oder Teile, die sich in anderen Körpern vollkommener finden oder denken lassen, und dieser Erfahrung gemäß verfahren diese weisen Künstler wie ein geschickter Gärtner, welcher verschiedene Abarten von edlen Arten auf einen Stamm pflanzt; und wie eine Biene aus vielen Blumen sammelt, so blühen die Begriffe der Schönheit nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeschränkt, wie es zuweilen die Begriffe der alten und neueren Dichter und der mehrheitigen Künstler sind, sondern sie suchen das Schöne aus vielen schönen Körpern zu bereinigen. Sie reinigen ihre Bilder von aller persönlichen Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abzieht.

Die erste Ansicht schöner Statuen ist bei dem, welcher Empfindung hat, wie die erste Aussicht auf das offene Meer, worin sich unser Blick verliert und starr wird, aber in wiederholter Betrachtung wird der Geist stiller und das Auge ruhiger und geht vom Ganzen auf das Einzelne.

Meiner Mutter.

Du armes Mutterherz, so sehr ans Irdische gebunden durch einen Sohn, um den du bitter bangst, glaub mir, ich hab' in manchen schweren Stunden deinen großen Schmerz wie meinen eigenen empfunden, deine immerwährende, so schwere Angst.

Du gehst durch Zimmer, die von mir verlassen, leer sind und ohne alles Licht, dein Schritt ist schwer, und wenn die Tage früh verblissen und wieder dich allein und ohne Zeichen meines Lebens lassen, Mutter, weinst du dann nicht?

Und weinen nicht Unzählige mit dir, die alle auf eins vom Leben noch ersehnen so wie du? Daß keiner, den sie schwer im Schwalle der Schmerzen einst geboren, töte oder falle! Erflehen diesen Tag nicht Tausende wie Du?

Und wir? Von keiner Ruh beglückt und keiner Feiertunde, fern allem so geliebtem Leben, nah dem Tod, wir leiden bitter unter jeder, jeder Wunde, die wir dem Menschen schlagen, und im Grunde unserer verarmten Herzen klagt der Menschheit Not.

Mutter, habe Geduld und sammle Kräfte mit den vielen Müttern: das Liebeswort der Mütter tut der Menschheit not. Es wird die Herzen mehr als Massentod erschüttern, und Schuldige am Morden werden vor ihm, ihrem strengen Richter zittern.

Sprecht, Mütter! Euer Herz weiß aller Menschen Menschlichkeit und ist Gebot!

Hans Gathmann.

Lessing-Theater: Schnitzlers „Sint und Fliederbusch“.

Sollte Gynas Freitags Journalistenstückspiel einer Folla zur Aufführung seines wohlverdienten Ruhmes bedürfen, Schnitzlers neue Journalistenkomödie könnte sie liefern. Das Stück gibt einen Vergleichsmassstab an die Hand, der den Respekt vor jener alten Leistung, welche Mängel ihr nebenher auch anhaften mögen, aufs Vordringlichste betreibt. Wenn ein Schnitzler, der mit Wahr zusammen im Kreis der heutigen deutschen Bühnenautoren am besten Kammergeist besitzt, an einer solchen Aufgabe so übel scheiterte — welche eine glückliche und selten: Vereinigung von Kräften war da zur Schaffung jenes Werkes, das seine Handlung um so durch und durch lebendiger, beziehungsreich repräsentativer und dabei menschlich lebenswürdiger Gestalt wie den famosen Zeitungsredakteur Volz als Mittelpunkt gruppiert.

Schnitzlers junger Mann, der seine Karriere als Fliederbusch in einem großen Wiener freijährigen Organ und gleichzeitig als Sint in einem aristokratischen Salon und Klatschblatt beginnt, bleibt völlig unklar und ohne Eigeninteresse — eine Figur, die von Anfang bis zu Ende für einen kümmerlichen Schwanzeffekt zurechtgestellt erscheint. Der erste Akt, der in vielfach recht wichtigen Vorgesprächen satirisch das Treiben auf der Redaktion der „Gegenwart“ skizziert — den partiell aufgetragenen Kritiker, den bochhaften Theaterkritiker, den erkrankten Schöngeist, der die Reportage befragt, wie den lebhaften Ober — wirfte, durch ein äußerst gewandtes Ensemble unterstützt, amüsant. Die bunte, an der Oberfläche plätschernde Ironie, die freilich nirgendwo zum Anlauf einer tieferen Satire ausbitt, beschliefte. Der Titelheld und Mitarbeiter Fliederbusch, um dessen undankbare Figur sich kein geringerer als Wajfermann bemühen müßte, soll wegen Unfähigkeit entlassen werden. Er scheint ein harmlos gutmütiger Durst mit einem Einfluß unerschütterlicher Dummheit. Doch sein polemischer Artikel gegen die Ammerrebe des feudalen Geistes Niederholz und den lothardelnden Versuch, den ein gewisser Sint in dem Klatschblatt spendete, gewinnt ihm die Zufriedenheit des Chefs zurück. Er muß den Mann, den überquellende Empörung zur Entgegnung trieb, kein Zug deutet auf ein geheimes Doppelspiel. Im zweiten Akt, der die beiden Redaktionsjournalisten der „Gegenwart“ nicht übel porträtiert, entpuppt der Dummkopf sich nach des Autors Willen plötzlich als gereizter Antagonist. Er war es selber, der unter dem Namen Sint die Zeilen schrieb, die ihn als Fliederbusch willkommenen Ge-

legenheit für die geschwollenen Tiraden seiner Antwort gaben. Der Graf (von Bonn als nondalantier Sportsmann vorzüglich dargestellt) erscheint höchst selbst im Bureau des Klatschens, das er für seine Zwecke taufen will. Sints Artikel hats ihm angetan. Er schwört auf sein Talent.

Nicht geringeres Wohlgefallen erregt der Jüngling bei der galanten (von Alla Gräfinna glänzend durchgeführten) Schwärze des Baron. Bei solchen Chancen wird es ihm schlagartig klar, wie er im Wechselspiel seiner Gefinnungen zu wählen habe. Der schlaue Streber soll gleichzeitig so dumm und unüberlegt sein, daß er ganz ohne Ironie, in abgetriebenen Schritten seines Niedertrugs nachmals betraubt, indem er ihm wegen des beleidigenden Tones des Angriffs eine Pistolenforderung sendet. Die magere Pointe, die die Wösten des ganzen dritten Aktes zu tragen hat. Nur einmal blüht in den gefühltesten Situationen dieses Schlußes ein Lan der Wahrheit an: In dem Gespräch, in dem der Baron dem allzu eifervollen Konserualen Enthusiasmus des Neulings, mit seiner Skepsis, ob überhaupt so etwas wie Ueberzeugung möglich sei, in Belegenheit setzt für den klaustrigen Aristokraten und das Milieu, in dem er atmet, gewiß ein christliches Belanntnis. Der Beifall war nach den ersten beiden Akten mächtig und hatte am Schluß mit vernünftiger Opposition zu kämpfen.

Der Deutsche Volkshaus-Bund.

Uns wird geschrieben:

Alle, denen bei Vermeidung der drohenden Weltmachtsgefahren eine wirklich würdige dauernde Erhaltung der Opfer dieses Krieges am Herzen liegt, werden mit Freude die Idee des Deutschen Volkshaus-Bundes begrüßen, dessen Gründung dieser Tage im Bürgeraal des Berliner Rathauses vor sich ging. Nach den von dem Vorsitzenden des Hauptauswahlausschusses Vürgermeister Dr. Reide und dem Vabener Landeswohnungsinspektor Dr. S. Kamuffmeyer ausgearbeiteten Leitgedanken will der Bund dafür eintreten, daß in deutschen Landen aller Orten Volkshäuser entstehen, als Sammelstätten des Gemeinschaftslebens, als Wohnstätten deutscher Einigkeit in der Zeit des großen Krieges und zum Gedächtnis unserer Gefallenen. In den „Volkshäusern“ und auf Grundflächen, die sie umgeben, sollen Männer und Frauen aller Stände, aller Parteien und Bekenntnisse jung und alt, verständnisvoll zusammenarbeiten, um unsere seelische und körperliche Bildung zu fördern, um unser öffentliches, unser politisches Leben zu durchgestigen und unsere Gesellschaft zu bereichern. Um diese Volkshäuser zu schaffen und mit gesundem Leben zu erfüllen, erstrebt der Bund ein gemeinsames Vorgehen aller gleichgerichteten Bürgervereine, Vereinigungen und Einzelvereine. Die Idee des Volkshaus-Bundes hat in einigen ihrer Grundzüge bereits seit Jahren in der Schweiz, stellenweise auch in England, praktische Verwirklichung gefunden. Zum ersten Male aber tritt sie jetzt in einer fassen, alle Schichten eines großen Volkes zusammenfassenden Organisation in Erscheinung, und gärtlich neu ist ihr Wirksamkeit hinsichtlich der Erhaltung der Gefallenen, eine Aufgabe also, die den Bund zu einem Vermächtnis des Krieges macht. Tatsächlich wäre die Gründung eines solchen Volkshauses in jeder größeren Stadt in jeder Beziehung ein besseres Gedenkszeichen an unsere Gefallenen, als fragwürdige Denkmäler und Bilder es sein könnten. Es ist zu hoffen, daß die uns Leben zu erlösende Volkshauspende Erfolg haben wird, der Anfang wurde bereits unter sehr günstigen Umständen gemacht, da der erste Aufruf 2500 Unterschriften erhielt.

Abrahadabra.

Im Admirals-Palast kommt seit einer Reihe von Wochen abendlich das Stück Abrahadabra zur Darstellung. Es soll hier nicht auf das Stück als solches eingegangen werden; wir wollen nur zeigen, daß in dem Wort ein mathematisches Wunder enthalten ist.

A b r a k a d a b r a
A b r a k a d a b r
A b r a k a d a b
A b r a k a d a
A b r a k a d
A b r a k a
A b r a k
A b r a
A b r
A b
A

Diese eigenartige Figur ist nach der Angabe des Arztes Quintus Sereus Sammonicus auf dem magischen Worte Abrahadabra aufgebaut, das in früheren Zeiten als eine Heilformel gegen Krankheiten, namentlich gegen das Wechselfieber angesehen wurde. Die Figur ist ein mathematisches Wunder infolge der überraschend großen Anzahl von Möglichkeiten, die man zur Verfügung hat, um das Wort Abrahadabra in ihr zu lesen. Wenn man von irgendeinem A links anfängt und bis zum letzten a in der oberen rechten Ecke fortschreitet, indem man sowohl in horizontaler Richtung wie auch rechts aufwärts in schiefer Richtung fortgeht, so kann man nicht weniger als 1024 mal Abrahadabra lesen.

Wer versucht's?

Notizen.

— Karl Präger hat seine Kriegsgedichte neuerdings gesammelt. Sie erscheinen — Soldaten der Erde — bei Eugen Dieckhoff in Jena. Unser heutiges Gedicht ist daraus.

— Deutsche Verwundetenkunst nennt sich ein Fortschrittsbund, der am 16. Dezember im Wühner-Saal stattfindet. Es handelt sich um Schwerverwundete, die trotz schwerer körperlicher Hemmungen ihre Kunst gerade mit dem verwundeten Stabe noch künstlerisch ausüben.

— Vorträge. In der Urania gelangt der Vortrag „Tier und Mensch in der Wildnis“ außer Dienstag und Mittwoch allabendlich zur Darstellung. Dienstag spricht im Wissenschaftlichen Verein Prof. v. Vogt über „Die vierte deutsche Expedition nach Chinesisch-Turkestan“. Mittwoch Prof. Arhner: „Die Weltmacht des Ostens.“ — In der Treptow-Sternwarte Dienstag 7 Uhr: „Weltanschauung und Himmelskunde.“ Nachbildervortrag von Dr. Arhenhold. — In der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur spricht Dienstag 8 1/2 Uhr im Bürgeraal des Berliner Rathauses Dr. Marie Wobers über „Aufgaben und Organisation der Frauenarbeit im Kriege“. Eintritt frei.

— Ein großangelegtes Kriegsbeschädigtenheim ist in Kassel vollendet worden. Aus Bergeshöhe vor der Stadt gelegen, gewähren seine Terrassen und Liegeebenen einen wundervollen Blick über die heiligen Berge, und im Innern läßt moderne Forstfreudigkeit den Heilkräften Charakter der Anstalt verpassen. Neben einem orthopädischen Institut dienenben Turnsaal und Schloher, Tischler- und Schumacherwerkstätten bestimmt, die Kriegsbeschädigten wieder für die Berufsarbeit heranzubilden. Spielplätze und Gärten umgeben die Gebäudegruppe.

— Haarkämme aus Holz. Der vielseitigen Verwendbarkeit unserer Papiere ist jetzt das Holz an die Seite getreten. Es erliegt Rohstoffe, die knapp geworden sind, und die sich in ihrer neuen Anwendung vielfach bewähren. Unsere Haarkämme zum Beispiel, die meist aus Ebenholz, Sandpapp, zum Gummi oder Jellatins hergestellt worden, erscheinen heute in Holz. Dämm bearbeitetes Birken- und Eichenholz, oft aus Abfällen, gibt ganz ausgezeichnete Haarkämme. Sie sind leicht, sauber und billiger als jeder andere Stamm. Selbst als Schmuckkamm in Holz zeigen die Haarkämme etwas Neues. Auch Zahn- und Nagelbürsten haben Holzstiele bekommen und sind dadurch wesentlich preiswerter geworden.